PLUMPE.ONLINE
POST@PLUMPE.ONLINE

PLUMPE

Weddinger Kiezzeitung • Lokalna Gazeta z Weddingu • Wedding Mahalle gazetesi • فيدينك صحيفة الحي

SEPT 19 • NR 3
ZUM MITNEHMEN

Krank in dem System

Bei Krankheit schnell und unkompliziert versorgt und gepflegt werden, ist keine Selbstverständlichkeit. Für viele kranke Menschen, aber vor allem solche mit wenig Geld, findet auch ein qualitativer Abbau von Standards in der medizinischen Grundversorgung statt. Der Druck auf unsere Krankenhäuser steigt. Immer stärker sollen sie zu profitablen Gesundheitsfabriken umgebaut werden. Das geht natürlich auf Kosten des Personals und der Patient*innen. Mehr dazu in dieser Ausgabe eurer Plumpe - Weddinger Kiezzeitung. > *Weiterlesen auf S.3*

Helfen ist einfach!

Die 2013 von ehemals obdachlosen Menschen gegründete Berliner Obdachlosenhilfe hatte zu Beginn des Do-It-Yourself-Projekts noch keinen Raum. Sie trafen sich im Flur einer WG und es wurde zusammen gekocht. Das änderte sich im Laufe der Zeit und mittlerweile ist sie aus der Buttmannstraße in die Lynarstraße 38 gezogen, da sie dort neue Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt bekommen hat. Das Hilfsangebot sollte von Anfang an so niedrigschwellig wie möglich sein. > *Weiterlesen auf S.8*

Gesundheitsversorgung für alle!

Das Medibüro Berlin (*1996) ist ein spendenfinanziertes Kollektiv in Kreuzberg, mit dem Ziel, die Gesundheitsversorgung illegalisierter Geflüchteter und Migrant*innen praktisch, aber auch politisch zu verbessern. Dafür wird einmal wöchentlich montags von 15:30 bis 18:30 Uhr in der Gneisenaustr. 2a eine Sprechstunde angeboten, zu der illegalisierte Menschen ohne (ausreichenden) Krankenversicherungsschutz kommen können. > *Weiterlesen auf S.5*

Die Elite deckelt

Die Verabschiedung der Eckpunkte für den sog. Mietendeckel Mitte Juni hat für einigen Wirbel gesorgt. Schaut man sich die Reaktionen einiger Akteur*innen und Nutznießer*innen der Immobilienwirtschaft an, werden scheinbar die richtigen Leute nervös: Angefangen beim unsäglichen «Mietencountdown» der Haus und Grund, einem Lobbyverband der Immobilienwirtschaft, bis zu den immer wiederkehrenden und komplett deplatzierten Planwirtschaft/Kommunismus-Vergleichen aus Reihen der CDU und AfD. > *Weiterlesen auf S.11*

Apotheken unter Druck S. 6

Co-Living statt Wohngemeinschaft S. 10

Die Arbeit des Kulturvereins GEVA e.V. S. 14

Die Kita «Rosa Marzipan» fliegt raus S. 13

Inhalt Ausgabe #3

TITEL

3 Berliner Krankenfabriken

Krankgespart für ein gesundes Plus

5 Der Anonymisierte Krankenschein kommt zu langsam

Das Recht auf Gesundheitsversorgung wird weiterhin vielen vorenthalten

Nachrichten

6 Apotheken unter Druck

Immer mehr Apotheken müssen schließen, weil Mieten und Billigkonkurrenz die Umsätze auffressen

KIEZ GESCHICHTE

7 Widerstand im Wedding

Forschungsgruppe historischer Antifaschismus

THEMEN

8 Helfen ist einfach!

Interview mit Leon von der Berliner Obdachlosenhilfe e.V.

10 Co-Living statt Wohngemeinschaft

Neue und noch lukrativere Investitionsmöglichkeiten auf dem Weddinger Wohnungsmarkt

11 Die Eliten deckeln

Was soll der Mietendeckel?

12 «Glamour Ganeur»

Geschichten aus der Bastianstraße

13 Die Kita «Rosa Marzipan» fliegt raus

Mit Transparenten versuchten die Kinder, Eltern und Erzieher*innen auf ihre Situation aufmerksam zu machen

KULTUR

14 «Erst wenn du weißt, wo du herkommst, wirst du rausfinden, wo du hingehst.»

Interview mit Coco vom afrikanischen Kulturverein GEVA e.V

BERICHT INTERNATIONAL

Ein Altenheim auf Kuba

Gemeinschaft, Aktivität und Solidarität – Besuch in der Casa de los Adulto Mayores auf der Isla de la Juventud

V.i.S.D.P.: Elise Hampel, Amsterdamer Str. 10, 13347 Wedding

Eigentumsvorbehalt: Nach diesem Eigentumsvorbehalt ist diese Zeitung solange Eigentum des Absaenders, bis sie der/dem Gefangenen persönlich ausgehändigt worden ist. «Zur-Habe-Nahme» ist keine persönliche Aushändigung im Sinne dieses Vorbehalts. Wird die Zeitung der/dem Gefangenen nicht persönlich ausgehändigt, so ist sie dem Absender unter Angabe des Grundes der Nichtaushändigung zurückzusenden. Wird die Zeitung der/dem Gefangenen nur teilweise persönlich ausgehändigt, so sind die nicht persönlich ausgehändigten Teile, und nur sie, dem Absender unter Angabe des Grundes der Nichtaushändigung zurückzusenden.

Warum Plumpe?

«*Plumpe*» – ein schönes Wort, wie wir finden. Umgangssprachlich wurde früher der Gesundbrunnen, aber auch das alte Hertha-Stadion so genannt. Im alten Berlin meinte es die «Wasserpumpe». Als Teil unserer Berichterstattung über Wedding und Gesundbrunnen wollen wir das Wort Plumpe wieder aufnehmen.

Auftakt

In dieser Ausgabe legen wir unseren Schwerpunkt auf das Thema Gesundheit. Das mag banal klingen, betrifft uns aber alle tagtäglich. Die einen, weil ihnen unzählige Krankenwägen zwischen den fünf Krankenhäusern des Bezirks den Schlaf rauben, die anderen, weil sie als Kassenpatient*innen eben doch erst in drei Monaten einen Termin für die Untersuchung bekommen. In verschiedenen Beiträgen versuchen wir, das Gesundheitssystem in unserem Bezirk kritisch zu durchleuchten.

Dazu gibt es wie immer viele andere Berichte über Initiativen und Nachbar*innen und auch die Rubriken Geschichte und Kultur sind wieder gefüllt.

Die Plumpe ist aus der Einsicht entstanden, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse sich dort am deutlichsten zeigen, wo wir wohnen und leben: Steigende Mieten, Verdrängung, Alltagsrassismus, Druck und Drangsalierungen durch z.B. das Jobcenter, staatliche Überwachung und rechte Hetze gehören auch im Wedding und Gesundbrunnen zum Alltag. Um gegen diese Zustände anzugehen, um sich gemeinsam zu wehren oder sich zu unterstützen, tun sich im Kiez auch immer wieder Menschen zusammen. Wir wollen über die sozialen Kämpfe in unseren Kiezen berichten und euch Nachbar*innen darüber informieren, was nebenan passiert. Wir sind keine Mitglieder irgendwelcher Parteien, noch sitzen wir in irgendwelchen Gremien der Bezirke oder des Berliner Senats. Trotzdem ergreifen wir Partei. Die Texte, die wir veröffentlichen sind vielfältig – genau wie unser Kiez.

Bei euch im Haus, Block oder Kiez tut sich was? Habt ihr euch mit Freund*innen, Nachbar*innen, oder Kolleg*innen zusammengetan und wollt, dass wir darüber berichten? Dann schreibt uns!

Kontakt

post@plumpe.online
Blog: plumpe.online

Berliner Krankenfabriken

Krankgespart für ein gesundes Plus

Plumpe Redaktion

Gesundheit kostet Geld! Es drängt sich der Eindruck auf, dass die Gesundheitsversorgung – streng profitorientiert statt Grundrecht – eine Ware ist. Trotz der strengen organisatorischen Trennung der verschiedenen Bereiche des Gesundheitswesens herrscht auch hier ein täglicher Konkurrenzdruck auf Betriebe und Angestellte. Natürlich sehnen wir uns nach einem schnellen, möglichst stressfreien, günstigen und erfolgreichen Ende der Behandlung: Gesund wollen wir schließlich werden und es am besten bleiben! Doch ob unter diesen Bedingungen die notwendige Pflege und Behandlung optimal und zufriedenstellend für uns Patient*innen organisiert werden kann, steht zur Debatte. Wenn selbst ein landeseigener Betrieb im Gesundheitsbereich, wie die Charité, vom Berliner Senat unter Sparzwang gesetzt wird, sollten wir aufhorchen und uns fragen, welcher Logik hier unsere Grundversorgung zum Opfer fällt und wer als Erste*r dadurch erkrankt.

Kein Profit auf Kosten der Patient*innen und Arbeiter*innen – Die Auslagerung der verschiedenen Arbeitsbereiche in unseren Krankenhäusern bleibt das Problem

Arbeitskämpfe an der Charité

Vom Leid der Sparmaßnahmen im Gesundheitswesen können die Angestellten der CFM «Charité Facility Management GmbH» ein Lied singen. Als eines von dreizehn (!) Tochterunternehmen der Charité wurde diese im Zuge der Sparpolitik 2006 gegründet. Ausgegliedert oder «outgesourced», wie es auch heißt. So waren Stundenlöhne zwischen 5-6 Euro umsetzbar. Mittlerweile erstreckt sich die Lohnstruktur im Betrieb auf drei verschiedene Klassen. «Lohnunterschiede von bis zu 1000 Euro Brutto sind die Realität,» so Sascha, Mitarbeiter der CFM, im Juli auf einer Veranstaltung im Kiezhaus Agnes Reinhold im Wedding.

Im Kern sind die Angestellten der CFM dafür zuständig, dass unsere Krankenhäuser mit den notwendigen Materialien ausgestattet werden, die es braucht, damit Ärzt*innen, Pflegekräfte bzw. das medizinische Personal arbeiten können. Also die logistische Lebensader unserer Gesundheitsversorgung. Da diese Arbeit etwas wert ist und auch gut bezahlt werden muss, folgte ein seit 2011 andauernder Arbeitskampf. «Wir wollten zu diesen mickrigen Löhnen nicht mehr arbeiten, also haben wir 90 Tage durchgestreikt!» So lange dauerte es, bis die Chefs endlich an den Verhandlungstisch kamen. Immerhin: Der damals neue Mindestlohn von 8,50 Euro wurde für das Personal erkämpft. «Es gab Prämien, um krank zur Arbeit zu kommen, auch dagegen haben wir uns durchgesetzt,» erzählt Sascha und macht klar, dass im Arbeitskampf keine Geschenke zu erwarten sind. Absurd, könnte man meinen, da es in diesem Bereich doch um die öffentliche Daseinsvorsorge geht. Stattdessen sind Tarifflucht und Lohndumping Realität.

Besonders perfide ist die Situation in der Reinigungssparte. 800 Angestellte, größtenteils migrantisch, arbeiten bei der CFM in diesem Bereich; seit 1. Januar 2019 wird hier verstärkt befristet eingestellt, damit dem Betriebsrat der Zugriff entzogen wird. Das heißt, eine weitergehende betriebliche Organisierung wird erschwert und soll den Arbeitskampf schwächen. Außerdem werden die niedrigsten Löhne an diese CFM Kolleg*innen bezahlt. «Auch durch die sprachlichen Barrieren ist es schwer, den Kollegen überhaupt die grundlegendsten Rechte im Betrieb zu vermitteln.» Das nutzt die CFM in diesem Fall schamlos aus. Die Botschaft ist klar: Die Reinigung unserer Krankenhäuser und der damit verbundene Erhalt eines Hygienestandards darf das Land Berlin nichts kosten.

Organisierung wird erschwert

Marzena Manske ist 54 und lebt seit 30 Jahren im «Afrikanischen Viertel» im Wedding. Sie arbeitet seit 16 Jahren für die Charité auf dem Virchow-Campus als Physiotherapeutin. Ihr Arbeitsleben ist geprägt von der Arbeit unter Outsourcing: Neun Jahre in Folge bekam sie

als Mutter eines Sohnes nur befristete Jahresverträge. «Ich hab die Scheiße nur mitgemacht in der Hoffnung, dass es eines Tages besser werden wird,» sagt sie im Interview. Seit 2013 ist sie als Angestellte eines privaten Therapiebetriebs auf dem Virchow-Campus ebenso Teil einer Charité Tochterfirma, der CPPZ GmbH. Klingt verworren, ist aber ein Produkt der zur Normalität gewordenen neoliberalen Gesundheitswirtschaft des Landes Berlin. «Das sind Geschäfte unter denen. Aber ich musste trotzdem zwei Jahre arbeiten, um endlich eine Entfristung zu erhalten.» Dies eröffnete den Weg, um endlich einen Betriebsrat zu gründen; denn es gab mehrere genervte Kolleg*innen die sich endlich, mit einem unbefristeten Arbeitsvertrag im Rücken, gegen diese Zustände wehren wollten: «Der Arbeitgeber verhielt sich nicht professionell – sie nehmen es persönlich, wenn wir unsere Grundrechte wahrnehmen. Aber so ist das – sie fingen an, Sachen zu finden, um mich rauszuwerfen!» Marzena ist Teil des Betriebsrats und aktiv in der Tarifkommission – ihr Kampf läuft erfolgreich. Doch trotz der gemeinsam erkämpften Rückführung in den Charité-Mutterkonzern zum 1. Januar 2020, sind die Schikanen der Geschäftsleitung und die arbeiter*innenfeindliche Politik eine zusätzliche gesundheitliche Belastung für Marzena. «Es bedeutet viel Stress, denn du bist die meist gejagteste Person für die Leitung. Ich will mich ja vor allem meinen Therapiesitzungen widmen! Aber ich lasse nicht zu, dass meine Arbeit drunter leidet.» Marzena hat eine Möglichkeit gefunden, die Lebens- und Arbeitsbedingungen von ihr und ihren Kolleg*innen und damit letztendlich ihrer Patient*innen zu verbessern und gerät unter der aggressiven Betriebspolitik ihrer Betriebsleitung beinahe selbst in eine gesundheitsgefährdende Situation.

Der Kampf der Angestellten in der Charité zeigt, wie die Qualität unserer Gesundheitsvorsorge in ihrer Gesamtheit durch knallhartes Profitstreben stetig aufgeweicht werden soll. Es ist auch an uns Patient*innen oder Kolleg*innen, die Kommerzialisierung des Gesundheitswesens zurückzudrängen, Qualität einzufordern und für ein Gesundheitssystem aktiv zu werden, das Arbeit nicht entwertet, sondern ein würdiges Leben für unser medizinisches Personal schafft. ☆

«Ich will mich ja vor allem meinen Therapiesitzungen widmen!»

Öffentlicher Protest im Rahmen der Medibüro Kampagne

Der Anonymisierte Krankenschein kommt zu langsam

Das Recht auf Gesundheitsversorgung wird weiterhin vielen vorenthalten

ANA von Medibüro Berlin

Das Medibüro Berlin (*1996) ist ein spendenfinanziertes Kollektiv in Kreuzberg, mit dem Ziel, die Gesundheitsversorgung illegalisierter Geflüchteter und Migrant*innen praktisch, aber auch politisch zu verbessern. Dafür wird einmal wöchentlich montags von 15:30 bis 18:30 Uhr in der Gneisenaustr. 2a eine Sprechstunde angeboten, zu der illegalisierte Menschen ohne (ausreichenden) Krankenversicherungsschutz kommen können. In der Sprechstunde findet eine kostenlose und anonyme Vermittlung innerhalb des unterstützenden Netzwerkes von Ärzt*innen und Therapeut*innen statt. Langfristiges Ziel ist jedoch eine politische Lösung.

Neben der Vermittlungstätigkeit möchten die ehrenamtlich arbeitenden Medibüroler*innen der Öffentlichkeit die Problematik bewusst machen, dass vielen Menschen das Recht auf Gesundheitsversorgung vorenthalten wird. Die Übernahme von staatlichen Aufgaben kann keine dauerhafte Lösung sein, weshalb das Medibüro Kampagnen initiiert, Vorträge und Workshops hält, sich am Runden Tisch zum Thema beteiligt oder, wie kürzlich, in Bezug auf den jahrelang geforderten Anonymisierten Krankenschein (AK), Flashmobs organisiert.
Der AK soll es «Papierlosen» ermöglichen, anonym und freigewählt zu Ärzt*innen und Krankenhäusern zu gehen.

Nachrichten

Dubliner Straße 8

Der jahrelange Widerstand einer Wohngemeinschaft im Afrikanischen Viertel gegen die Pläne der italienischen Briefkastenfirma Großvenediger GmbH endete am 06.08. abrupt. Polizei und eine Gerichtsvollzieherin setzten die vier jungen Leute morgens um 7 Uhr auf die Straße.

Eine Menge Weißwürste

Münchner Immobilienheini Romeo Uhlmann bietet den Mieter*innen der Koloniestr. 10 an, ihm ihren umkämpften Hof doch für 7 Millionen Euro (!) abzukaufen.

Himmlisches Mett

Nach einigen Jahren der Unsicherheit kann der Gemeinschaftsgarten *Himmelbeet* ab nächstem Jahr möglicherweise an den Mettmannplatz ziehen.

«Marsch für das Leben» verhindern!

Mitte September wollen die selbsternannten christlich-fundamentalistischen «Lebensschützer» wieder durch Berlin ziehen. Für das Recht auf körperliche Selbstbestimmung gibt es vielfältige Gegenkundgebungen und Aktionen.
21. September 2019 | 10 Uhr | Berlin Rosenthaler Platz

1. Kiezversammlung Wedding

Am 16.08.19 fand in den Räumen des Wohnprojekts Prinzenallee 58 eine große Kiezversammlung statt. Viele durch Mieterhöhungen betroffene Mieter*innen aus Wedding, Moabit und Charlottenburg stellten sich vor und kamen mit Aktivist*innen aus Stadtteilinitiativen ins Gespräch.

Neuer Stadtteilladen eröffnet

Nach langem Umbau eröffnet die Kiezkommune Wedding gemeinsam mit verschiedenen anderen Vereinen und Initiativen einen neuen Stadtteilladen in der Buttmannstraße 1a.

Vielversprechend nahm die rot-rot-grüne Koalition den AK in ihren Vertrag mit auf. Eine Clearingstelle, angegliedert an die Berliner Stadtmission, wurde eingerichtet und im Oktober nach langwierigem Prozess für alle Menschen ohne (ausreichenden) Krankenversicherungsschutz eröffnet. Dies bedeutet, dass der Schwerpunkt nicht mehr nur auf Migrant*innen liegt. Die Gesundheitsversorgung ist allerdings mit 750.000 Euro gedeckelt und nach Schätzungen leben rund 50.000 illegalisierte Personen in Berlin.
Während die zuständige Senatsverwaltung sich im Juni 2019 positiv äußerte, protestierte das Medibüro, dass noch keine einzige Person durch die Clearingstelle behandelt worden war. Mittlerweile wurden einige AKs vergeben; diese konnten bislang bei wenigen kooperierenden Ärzt*innen und Krankenhäusern eingereicht werden. Die Forderung nach flächendeckender und freigewählter Gesundheitsversorgung scheint noch lange nicht erfüllt zu sein. Und so bietet das Medibüro weiterhin seine Sprechstunde an. ☆

MEDIBÜRO BERLIN

Apotheken unter Druck

Immer mehr Apotheken müssen schließen, weil Mieten und Billigkonkurrenz die Umsätze auffressen

Björn Tvätt

Die Apotheke-sie findet sich noch in allen Ecken der Stadt, doch wird das auch in Zukunft so bleiben? Auch bei uns im Gesundbrunnen sind die Auswirkungen des Apothekensterbens langsam sichtbar. Allein 100 Apotheken verlor Berlin in den letzten 10 Jahren schildert Bernhard Doege, Apotheker in der Schinkel-Apotheke am U-Bhf Pankstraße. Ein deutliches Alarmsignal, auch wenn in unserem Bezirk weiterhin eine ausreichende Versorgung sichergestellt ist.

Dass alle 38 Stunden in Deutschland eine Apotheke schließen muss, hat auch ökonomische Aspekte. In den Städten steigen die Mietpreise für Gewerberäume enorm und auf dem Land reichen die gesetzlich festgelegten Honorare, welche von den Krankenkassen pro verkauftem Medikament gezahlt werden, nicht aus, um die Ausgaben zu decken. Die immensen Einkaufspreise neuer Präparate bringen die Apotheken ebenfalls in Bedrängnis. Denn sie müssen den Preis vorstrecken, auch wenn nur ein vergleichsweise geringer Gewinn dabei herausspringt. Neuerdings spielt die Konkurrenz aus dem Internet eine große Rolle, denn viele Nebenverdienste, wie Kosmetikartikel oder Bonbons werden dort wesentlich günstiger angeboten.

Die sogenannte pharmazeutische Betreuung können solche Internetapotheken allerdings nicht leisten. «Das Wissen, welche Medikamente unsere Stammkunden nehmen und wie sich diese mit anderen Medikamenten vertragen, ist sehr wichtig. Da können wir gut persönlich beraten, um Fehler zu vermeiden.», so Doege und weiter: «Leider werden die handwerklichen Tätigkeiten, wie Salben, Kapseln oder Hustensaft herstellen, heutzutage kaum noch gebraucht. Da hat sich der Schwerpunkt in 40 Jahren Arbeitsleben schon stark verschoben.»

Dennoch bleibt die Arbeit in den Kiez-Apotheken eine Herausforderung, denn im Gesundbrunnen mit seinen Menschen aus den unterschiedlichsten Nationen und mit den verschiedensten Sprachen hat immer irgendwer ein Weh-Wehchen. ☆

Widerstand im Wedding

Nazis fiel es lange schwer, im Wedding Fuß zu fassen

Forschungsgruppe historischer Antifaschismus

Der 11. Februar 1927 sollte für die NSDAP eine erste Machtdemonstration in der «Reichshauptstadt» werden. Joseph Goebbels hatte sich für eine Kundgebung angekündigt. In den Pharussälen am Leopoldplatz, einem zentralen Versammlungsort der Berliner Arbeiter*innenbewegung, wollten die Faschisten aufmarschieren. Den Weddinger*innen ist es zu verdanken, dass die Veranstaltung letztlich kaum für die Propaganda der Nazis geeignet war.

Statt einer Kundgebung und Machtdemonstration mitten im Herzen des Roten Weddings wurde den Faschisten ein proletarischer Platzverweis erteilt. Mit Stuhl- und Tischbeinen bewaffnet lieferten sich die Arbeiter*innen eine Saalschlacht mit der SA. In den umliegenden Straßen wurden Nazis verprügelt. Es sollte für geraume Zeit der letzte öffentliche Auftritt der SA im Wedding sein.

Aufname vom 1. Mai 1930 in der Kösliner Straße Berlin Wedding

Revolutionäre Hochburg der 20er Jahre

Der Versuch der Nazis war eine gezielte Provokation, denn in der Zeit zwischen den Kriegen war der Arbeiter*innenbezirk Wedding eine Hochburg kommunistischer und anarchistischer Gruppen. Dies schlug sich nicht nur in den Wahlergebnissen der linken Parteien in dem Bezirk nieder, sondern auch in der Vielzahl von Demonstrationen und Aktionen, die sich hier im Wedding und Umgebung abspielten. Hier kämpften unter anderem die KPD (Kommunistische Partei Deutschlands) und die FAUD (Freie Arbeiter Union Deutschlands) für eine revolutionäre Veränderung der bedrückenden Realität der Weimarer Republik. Die KPD prägte mit ihrem Sportverband «Fichte» und ihren zahlreichen Lokalen den Alltag im Bezirk. Die «Weddinger Opposition», eine Strömung innerhalb der kommunistischen Partei, forderte den Kapitalismus sofort revolutionär zu bekämpfen. Auch die auf Initiative der KPD gegründete Antifaschistische Aktion war im Wedding stark vertreten.

Diese kommunistische Prägung des Weddings machte es den Nazis lange schwer, hier Fuß zu fassen. Erst 1931 konnte die SA am Rande des Bezirks ein «Sturmlokal» eröffnen. Dennoch fiel vielen Braunhemden der «Dienst» im Wedding schwer, immer wieder wurden ihre Schlägertrupps von der Weddinger Jugend vertrieben.

Widerstand gegen Verfolgung und Kriegsproduktion

Nach der Machtübertragung an die NSDAP 1933 rächte sie sich dafür grausam: Die Polizei wurde auf die Arbeiter*innen losgelassen, in ihrem Schutz folterte und ermordete die SA zahlreiche Antifaschist*innen.

In den Jahren der Diktatur versuchten viele, sich möglichst unauffällig zu verhalten. Andere leisteten aber auch stetig Widerstand. Untergrundzeitungen und Flugblätter, die die Verbrechen der Nazis anklagten, wurden verteilt. Kommunistische Arbeiter*innen sabotierten die Kriegsproduktion in den Fabriken. Die antifaschistische «Swing-Jugend» hörte heimlich verbotene Musik und lieferte sich am Leopoldplatz Auseinandersetzungen mit der Hitlerjugend. Viele verfolgte Jüd*innen und Kommunist*innen überlebten hier den Krieg, weil sie von Arbeiter*innen in ihren winzigen Wohnungen versteckt wurden. Auch heute werden rechte Gruppen und Parteien immer stärker. Aus der antifaschistischen Tradition des Weddings können wir einiges lernen, um dagegen zu kämpfen. ☆

Buchempfehlung: Hans-Rainer Sandvoß: «Widerstand in Wedding und Gesundbrunnen», Download auf der Website der Gedenkstätte deutscher Widerstand

Helfen ist einfach!

Interview mit Leon von der Berliner Obdachlosenhilfe e.V.

ANA und Kiezfan65

Die 2013 von ehemals obdachlosen Menschen gegründete Berliner Obdachlosenhilfe hatte zu Beginn des Do-It-Yourself-Projekts noch keinen Raum. Sie trafen sich im Flur einer WG und es wurde zusammen gekocht.

Das änderte sich im Laufe der Zeit und mittlerweile ist sie aus der Buttmannstraße in die Lynarstraße 38 gezogen, da sie dort neue Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt bekommen hat.

Das Hilfsangebot sollte von Anfang an so niedrigschwellig wie möglich sein: «Zum einen für Helfer*innen und zum anderen für die Gäste. Alle Leute können zu uns kommen und sofort mithelfen», so Leon von der Berliner Obdachlosenhilfe. «Viele Leute kommen einfach nur zum quatschen vorbei und schmieren ein Brot. Genauso ist es für unsere Gäste, wir fragen nicht nach, ob die Menschen obdachlos sind, welche Staatsangehörigkeit sie haben oder irgendetwas anderes.» Mittwochs, samstags und sonntags wird in der Lynarstraße gekocht und gegen 18:00 Uhr fahren sie dann zu unterschiedlichen Orten in Berlin und verteilen Essen und Kleidung. Dazu gehören der Leopoldplatz, Alexanderplatz, Kottbusser Tor und der Hansaplatz.

«Wir haben viele Leute, die sporadisch kommen, aber auch sogenannte Stammhelfer*innen. Die Beteiligung schwankt zum Teil sehr stark.» Insgesamt helfen fest etwa 50 Personen. Die Motivation für die Helfenden ist meist ein «moralisches Interesse sich mit Obdachlosigkeit auseinanderzusetzen. Es gibt aber auch Helfer*innen, die selber Gäste von uns waren oder sind. Meistens ist das Motiv das Bedürfnis etwas zurückzugeben,» schildert Leon.

Nicht nur Essen, sondern auch sozialer Ankerpunkt

Ein typischer Arbeitsablauf sei mit mehr organisatorischem Aufwand verbunden als es auf den ersten Blick aussehe. Sie bekommen die Lebensmittel von der Berliner Tafel und Transgourmet, die an verschiedenen Tagen abgeholt werden müssen. Die Helfer*innen arbeiten möglichst hierarchiefrei in verschiedenen Schichten. «Auf den Touren ist es einerseits das Essen ausgeben, weswegen die Gäste kommen, aber ich glaube auch, dass wir ein sozialer Ankerpunkt sind. Einfach das Wissen, um diese Uhrzeit, an diesem Tag wird jemand da sein, zu dem ich gehen kann, wo ich essen kann. Das ist für viele auf der Straße sehr beruhigend zu wissen.»

«Du kannst dich einfach anstellen. Du bist nicht drinnen, wir machen das immer an öffentlichen Plätzen, draußen, wo du immer überall hingehen kannst, wo du deine eigene Ecke haben kannst,» erzählt Leon und unterstreicht noch einmal die Niedrigschwelligkeit des Angebots. Damit sollen vorrangig die Bedürfnisse von Menschen auf der Straße gestillt werden. Langfristigere Arbeit soll in Zukunft ausgebaut werden. Neben den Touren gehen sie beispielsweise in Schulen und halten Vorträge, haben Infotische oder gehen auch mal in Universitäten. «Dabei versuchen wir immer zu bewerben, dass die Leute selber kommen sollen, um sich ein Bild zu machen. Es geht darum, dass die Leute verstehen, dass Obdachlosigkeit und prekäre Lebenssituationen nicht einfach so passieren und nicht Pech sind, oder dass die Leute selbst Schuld haben. Es ist wirklich krass, dass das so viele Leute denken und davon ausgehen, dass ihnen das nicht passieren kann. Und das ist einfach Quatsch. Es kann wirklich jeder Person passieren und die Leute, die auf der Straße leben, haben grundsätzlich nichts falsch gemacht in ihrem Leben, sondern sind einfach Abgehängte des Systems. Dass obdachlose Menschen Menschen wie du und ich sind, und dass helfen einfach ist. Was auch das Motto unseres Vereins ist: ‹Helfen ist einfach›. Da steckt am Ende doch mehr dahinter, als dieser einfache Satz suggeriert,» so Leon.

«Es geht darum, dass die Leute verstehen, dass Obdachlosigkeit und prekäre Lebenssituationen nicht einfach so passieren»

Der neue Standort in der Lynarstraße 38

Er hat außerdem konkrete Vorstellungen davon, was auf theoretischer und praktischer Ebene getan werden könnte. So unterstützen sie das Projekt Housing First. Normalerweise müssen Menschen bei der Wohnungsvermittlung bestimmte Regularien erfüllen, damit sie Wohnraum zugewiesen bekommen. «Housing First dreht das um und sagt wir geben den Menschen Wohnraum, egal was sie machen.» Auch der Verein hatte so ein Projekt, das in Zukunft wieder angeboten werden soll. Zusätzlich müsste es viel mehr Notübernachtungen geben und alternative Flächen für Menschen zur Verfügung gestellt werden. Er bemängelt, dass Flächen wie die Brache an der Rummelsburger Bucht jahrelang von Wohnungslosen bewohnt würden und dann unter dem Vorwand, dort ein soziales Wohnprojekt zu installieren, wegplaniert würden. Das sei für ihn widersprüchlich und skurril. Auch der Mietendeckel scheint aus Sicht des Vereins vernünftig.

Längerfristige Kooperationen

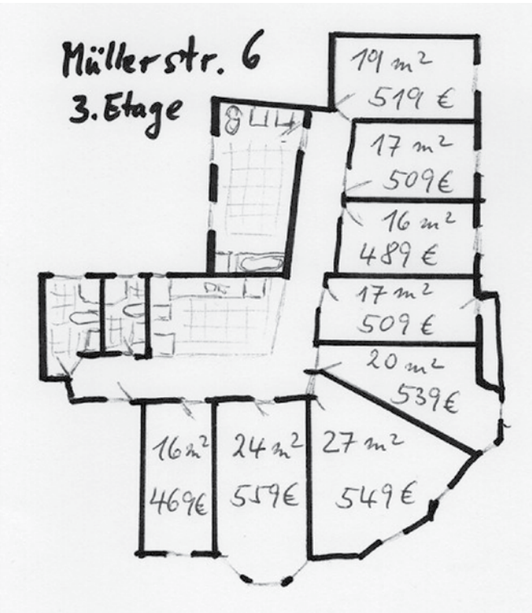
Zu anderen lokalen und überregionalen Gruppen gab es und gibt es immer wieder Kontakte, jedoch keine langfristige Kooperation. So organisieren sie z.B. zusammen Demos, veranstalten Workshops oder haben einen eigenen Wagen auf dem Zug der Liebe.

Leon versteht das Interview mit der *Plumpe*, aber auch, dass sie die ehemaligen Räume anderen Initiativen zu Verfügung stellen, als einen Schritt, längerfristige Kooperationen entstehen zu lassen. Auch die neuen Räume sollen breiter genutzt werden. «Weil wir haben jetzt diese mega geilen Räume hier und die müssen besser ausgearbeitet werden und dann wollen wir die auch allen coolen Organisationen zur Verfügung stellen, klar.»

In den neuen Räumlichkeiten sind sie seit April. «Die Idee ist, dass hier in ein bis zwei Jahren wöchentlich jeden Tag ein Programm stattfindet. Das Kiezcafé stellen wir uns so vor, dass ein selbstverwalteter Raum da ist, wo Menschen, ohne Geld ausgeben zu müssen, sein können.» Damit wollen sie auch das nachbarschaftliche Gefüge fördern. Auch ein Nachtcafé wollen sie ganzjährig anbieten. Allerdings arbeiten alle Beteiligten ehrenamtlich, es hängen also alle Prozesse vom Engagement und der Zeit der Einzelnen ab.

Deshalb ruft Leon dazu auf, mitzumachen: «Wir laden wirklich aktiv ein, alle Leute die Lust haben und sich für das Thema interessieren - kommt her! Bringt euch ein und habt keine Berührungsängste. Ihr müsst nichts machen, worauf ihr keine Lust habt. Auch wenn es nur für eine halbe Stunde ist. Also wirklich, kommt vorbei, schmiert ein Brot und geht wieder. Wir haben super Öffnungszeiten: Samstags von 12 bis 1 Uhr morgens, da wird schon jemand Zeit finden!» ☆

www.*berliner-obdachlosenhilfe.de*



Grundriss einer Medici Living Wohnung

Co-Living statt Wohngemeinschaft

Neue und noch lukrativere Investitionsmöglichkeiten auf dem Weddinger Wohnungsmarkt

Apartmentboys

Seit einiger Zeit breiten sich auch im Wedding und Moabit neue Formen, mit Wohnraum Geld zu machen, aus. Zu diesen hat die Stadtteilinitiative «Wem Gehört Moabit» in den vergangenen Monaten recherchiert.

Der entscheidende Unterschied dieser Co-Living genannten Angebote zu den gerade im Wedding stark vertretenen Mikroapartments ist die Art, wie hier mit Wohnen Geld verdient wird. Bei den Mikroapartments werden die einzelnen Wohneinheiten als Anlageobjekte verkauft und anschließend überteuert an Menschen in Zugzwang vermietet, um den Anleger*innen und der Betreibergesellschaft hohe Renditen zu garantieren. Beim Co-Living hingegen mietet eine Firma ganze Wohnungen an, möbliert sie kostengünstig und vermietet anschließend die Zimmer einzeln deutlich über den ortsüblichen Mieten weiter. Der Gewinn ist bei diesem Modell die Differenz zwischen eigentlicher Miete und der für die einzelnen Zimmer verlangten Miete. Da die Zimmer möbliert vermietet werden, greifen viele Instrumente des Mietrechts hier nicht: Mietspiegel, Mietpreisbremse und Zweckentfremdungsverbot können einfach umgangen werden.

Einer der größten Anbieter dieses neoliberalen Geschäftsmodells ist die 2012 in Berlin gegründete Medici Living Group. Diese bietet in mehr als 250 Berliner Einzelwohnungen etwa 1.800 billigst möblierte Einzelzimmer an. Geplant ist, in den nächsten 3 bis 5 Jahren um 7.300 weitere Zimmer aufzustocken. Bis 2016 konnte bereits eine Umsatzsteigerung um 32 % auf ca. 5,8 Mio. Euro erreicht werden. Weitere Investitionen in Millionenhöhe folgten. Eine weitere Expansion auch durch Neubau ist bereits in vollem Gange. Das Neubaugebiet an der Lehrter Straße ist das nächste große Projekt.

In Wedding und Moabit werden von ihnen etwa 180 Zimmer angeboten. Diese sind durchschnittlich 14 Quadratmeter groß bei etwa 470 Euro Miete. Ein gutes Beispiel für die Vermietungspraxis findet sich in der Müllerstraße 6: Hier wurde eine Altbauwohnung so umgebaut, dass nun 8 Personen untergebracht werden können. Die Küchenecke als einziger Gemeinschaftsbereich ist klein und hat nur ein winziges Fenster. Bei Mieteinnahmen von 4.142 Euro werden warm mehr als 20 Euro pro Quadratmeter gezahlt. Zum Vergleich: Das Haus liegt in einfacher Wohnlage, der Mietspiegel rechnet hier maximal 6,23 Euro Kaltmiete pro Quadratmeter. ☆

Die Elite deckelt

Was soll der Mietendeckel?

Hände weg vom Wedding

Die Verabschiedung der Eckpunkte für den sog. Mietendeckel Mitte Juni hat für einigen Wirbel gesorgt. Schaut man sich die Reaktionen einiger Akteur*innen und Nutznießer*innen der Immobilienwirtschaft an, werden scheinbar die richtigen Leute nervös: Angefangen beim unsäglichen «Mietencountdown» der Haus und Grund, einem Lobbyverband der Immobilienwirtschaft, bis zu den immer wiederkehrenden und komplett deplatzierten Planwirtschaft/Kommunismus-Vergleichen aus Reihen der CDU und AfD. Aber auch wenn eine solche kollektive Schnappatmung amüsant sein kann, ist der Mietendeckel für uns kein Grund zum Feiern.

Ein Deckel mit vielen Löchern

Der «Mietendeckel» ist kein Deckel, sondern lediglich ein Moratorium. Das heißt vor Allem: Erstmal bleibt alles, wie es ist. Den vielen Menschen in Berlin, die jetzt schon einen Großteil ihres Einkommens für ihre viel zu hohe Miete bezahlen müssen, hilft das wenig - sie haben weiterhin zu wenig Geld am Ende des Monats. Des Weiteren ist es im Moment noch offen, ob (und inwieweit) der Mietendeckel auch für Neubauten gilt: Dadurch sieht es so aus, als würde weiterhin nur Neubau im hochpreisigen Segment rentabel bleiben. Eine Aussicht auf mehr bezahlbaren Wohnraum gibt es also nicht. Auch bei Geschäftsmodellen wie möblierten Mikroapartments[1] und Co-Living wie z.B. Medici Living wird der Mietendeckel wirkungslos bleiben - denn wie schon bei der Mietpreisbremse sind auch möblierte Wohnungen und Zimmer von der Regelung ausgenommen. Ein Trend, der schon lange zu beobachten ist: Investoren nutzen gezielt Gesetzeslücken. Möglichkeiten für Investor*innen, auf Kosten Anderer mit Wohnraum Profit zu erwirtschaften, gibt es also weiterhin reichlich. Um es kurz zu machen: Das Mietenmoratorium ändert nichts daran, dass Wohnen in Berlin nun mal kein Menschenrecht, sondern eine Profitquelle für Immobilienunternehmen ist. Solange sich das nicht ändert, wird es weiterhin viel zu hohe Mieten, Zwangsräumungen und Angst um die eigene Wohnung geben.

Der Enteignungsdebatte soll der Wind aus den Segeln genommen werden

Dass das Mietenmoratorium zu einem Zeitpunkt kommt, an dem in Berlin rege über Enteignungen von großen Immobilienkonzernen diskutiert wird, sollte ebenfalls zum Nachdenken anregen. Es drängt sich der Verdacht auf, dass dieser durch die Berliner SPD eingebrachte «Deckel» vor Allem einen Zweck hat: die erhitzten Gemüter zu beruhigen und Bewegungen mit konsequenteren Forderungen (wie Deutsche Wohnen & Co enteignen) den Wind aus den Segeln zu nehmen. Diese Strategie der Befriedung steht in langer sozialdemokratischer Tradition und hat schon oft dazu geführt, dass tatsächliche Lösungsansätze für soziale Fragen in die Bedeutungslosigkeit abrutschen. Wer muss schon Immobilienkonzerne enteignen, wenn niemand mehr Angst vor der nächsten Mieterhöhung haben muss? Ein «geregelter» Immobilienmarkt kann den Menschen in Berlin nicht das geben, was sie brauchen: bezahlbaren, sicheren Wohnraum.

Deswegen rufen wir dazu auf, weiter konsequent nach Lösungen jenseits von Marktlogik, Profitinteressen und Luxusappartments zu suchen. Das wird aber nur passieren, wenn die organisierten Mieter*innenbewegungen in Berlin weiter ihre Interessen artikulieren, weiter für ihr Recht auf bezahlbaren Wohnraum streiten und sich nicht von Befriedungsmaßnahmen der Berliner Politik abspeisen lassen. ☆

Da hilft auch kein Mietendeckel – Proteste am 6. August 2019 im Wedding gegen die brutale Zwangsräumung einer Wohngemeinschaft in der Dubliner Straße 8

[1] **www.***unverwertbar.org/kiez/mieten-kaempfe/verdraengung-beginnt-hier/*

«Glamour Ganeur»

Geschichten aus der Bastianstraße

Tatiana & Tamara

Wir sind 2 Schwestern aus Argentinien, die seit 8 Jahren im Wedding leben. Tatiana arbeitet als Schauspielerin, DJane, Modebloggerin, und Tamara als Tänzerin und Choreographin. Wir haben uns auch an Kunstprojekten beteiligt, wo wir Kostüme für Perfomances und Theaterstücke beisteuerten.

Schon während wir aufwuchsen, waren wir immer fasziniert von Kleidung und ihrer Verbreitung. Wir liebten es, «Schätze» zwischen den aussortierten Kleidungsstücken unserer Mutter oder Großmutter auszugraben. Mit der elterlichen Singer Nähmaschine, Baujahr 1915, reparierten und widmeten wir alte Klamotten um - lange bevor es den Begriff «Upcycling» gab -, sowohl um unsere eigene Garderobe mit Ausgefallenerem zu ergänzen, als auch um Kissenbezüge usw. zu nähen. Später kam eine Vorliebe für den Tausch von Kleidung mit unseren Freund*innen dazu, und wir fingen an, auf Flohmärkten zu handeln. Wir erkannten allmählich auch die ökologischen Auswirkungen der Massenproduktion und des Massenkonsums von Kleidung, und somit die Vorteile von second-hand Nutzung und Umwidmung bestehender Stücke - ganz abseits von dem Spaß, den wir dabei haben.

Seit wann gibt es den Laden und wie kam es dazu?

Glamour Ganeur öffnete vor einem Jahr seine Türen - unser Kindheitstraum ist wahr geworden! Der Laden entstand mithilfe nachbarschaftlicher Freundschaften in unserer Straße und Rosis Kiezkneipe.

Wir kaufen und verkaufen second-hand Kleidung und Accessoires. Wir haben in einem Hinterraum auch ein kleines Atelier, wo wir reparieren und up-cyclen für Kunden und Kostüme für Theateraufführungen herstellen.

Der Laden war bis jetzt ein super Ort für Austausch und um weitere Kontakte mit unseren Nachbar*innen zu knüpfen.

Der Laden befindet sich in der Bastianstraße 4

Könnt ihr uns eine Anekdote aus der letzten Zeit im Kiez erzählen?

Wir können behaupten, fast unsere gesamte Nachbarschaft zu kennen - im Sommer, wenn wir ein paar Stühle heraus stellen, entwickelt der Laden sich zu einem ähnlichen Begegnungsort für Nachbar*innen wie der klassische Späti.

Wir organisierten einmal eine kleine Ausstellung, und während der Eröffnung war der/die Künstler*in zugegen und begann, zwei gerade draußen sitzende und sich kennenlernende Frauen aus der Nachbarschaft zu malen. Dieser magische Moment wurde von dem/der Künstler*in auf Leinwand verewigt - er/sie wohnt dazu auch selbst in der Bastianstraße.

Eines Tages kam eine Frau aus unserer Straße vorbei und kam, nachdem wir grüßten, in den Laden herein mit den Worten «Ok, nun ist die Zeit da: Habt ihr ein paar Minuten, um draußen zu sitzen und zu quatschen, damit wir uns mal kennenlernen?». Sie ist um die 60 Jahre alt und auch nicht wirklich eine Kundin, sie ist einfach eine sehr nette Nachbarin.

Was hat sich in den letzten Jahren hier auf dieser Straße verändert?

Zum Glück hat sich unsere Straße im letzten Jahr nicht großartig verändert, und wir hoffen, dabei bleibt es auch. In unserem Leben hat der Laden super als Türöffner funktioniert, um mit vielen derjenigen, die in dieser Straße leben, Kontakte zu knüpfen. Hierfür sind wir sehr dankbar, es hat einen größeren Zusammenhalt und das Gefühl einer Gemeinschaft geschaffen. Eine Familie, die direkt bei dem Laden wohnt, war die erste, die uns willkommen hieß und uns erzählte, wie froh sie seien, dass so eine Art Laden bei ihnen aufmachen würde. Eines ihrer Kinder bastelt Geldbeutel aus alten Milch-Tetrapaks, und die haben wir dann auch im Laden verkauft. Wir tun unser Bestes, um lokale und unabhängige Initiativen diesbezüglich zu unterstützen. Eine andere Nachbarin verkauft bei uns auch tollen bestickten Schmuck.

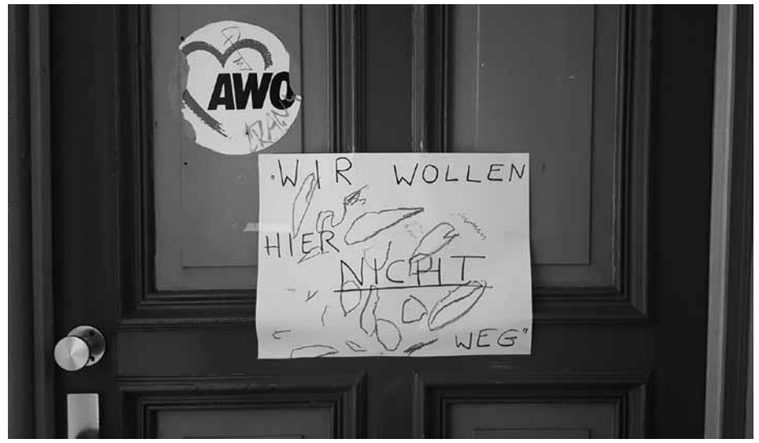
Ihr unterstützt auch gern internationale Projekte. Welche sind das und warum findet ihr es wichtig für einen kleinen Laden aus dem Wedding an sowas teilzunehmen?

Wir haben vor allem second-hand Kleidung und einige up-cycling Stücke im Angebot. Wir geben auch Freund*innen, oder deren Freund*innen regelmäßig etwas Raum, um deren Stücke auszustellen. So gibt es bei uns u.a. T-Shirts von einem/einer in Berlin lebenden Designer*in aus Mexiko, der/die damit ein tolles Projekt in Bogota namens «Proyecto CasaB» unterstützt. Hier werden in einem armen Viertel Bogotas eine Bibliothek, Workshops, urbanes Gärtnern und Kinoaktivitäten für Kinder und Jugendliche angeboten. Die Einnahmen vom T-Shirtverkauf gehen komplett an dieses Projekt. Es ist unserer Meinung nach wichtig, diese Art von Verbindungen herzustellen, und kleine unabhängige Projekte zu unterstützen, ihnen gleichzeitig zu Aufmerksamkeit zu verhelfen.

Der Schlüssel heißt Vielfältigkeit, und auch in unserem kleinen Lädchen ist es unser Ziel, ein möglichst vielfältiges Angebot zu haben - Kleidergrößen und -stile, Ideen, Lebensentwürfe, Widerstand gegen unsere konsumfixierten Zeiten. Und wir möchten den Laden auch als Ausdruck der Vielfältigkeit in unserer Nachbarschaft begreifen - auch das macht es so schön. ☆

Nach 43 Jahren wird nun auch die Kita «Rosa Marzipan» in der Putbusser Straße durch ihren Träger AWO geschlossen. Warum genau, weiß niemand so recht. Als Konsequenz müssen die Erzieher*innen sich neue Stellen suchen und die Eltern neue Kitaplätze – in einem Bezirk, der in diesem Bereich notorisch unterversorgt ist. In der ersten Ausgabe der *Plumpe* (Juni/18) berichteten wir bereits über den Fall der Kita in der Türkenstraße, welche ebenfalls verdrängt werden sollte.

Die Suche nach Erklärungen gestaltet sich schwierig: Am 4. Februar diesen Jahres geht ein Brief des gelegentlich gemeinnützigen Trägers AWO ein, in dem die baldige Schließung angekündigt wird. Als Grund wird angeführt, ↓



Auch selbstgemalte Botschaften der Kinder konnten die AWO nicht erweichen.
Die Kita wurde mittlerweile geschlossen

Die Kita «Rosa Marzipan» fliegt raus

Mit Transparenten versuchten die Kinder, Eltern und Erzieher*innen auf ihre Situation aufmerksam zu machen

Kiezkommune Wedding

die Kita sei in schlechtem Zustand, zudem gebe es Schimmel an den Wänden und die Vermieter würden sich weigern, zu sanieren. Eine Schließung sei «alternativlos». Der Begriff der «Schimmelkita» macht die Runde.

Auf Rückfrage der Eltern bei der landeseigenen Wohnungsbaugesellschaft DeGeWo zeigt diese sich erstaunt: Sie weiß nichts von Schimmelbefall und zeigt auch sonst ein großes Interesse daran, die Kita in ihrem Gebäude zu erhalten. Zwar trat vor zwei Jahren Schimmel durch einen Wasserschaden in einer anderen Wohnung auf, dieser wurde jedoch beseitigt. Im aktuellen Fall kommen alle verwundert zum selben Schluss – es gibt gar keinen Schimmel. Dies bestätigt auch ein eigens von der Degewo in Auftrag gegebenes Gutachten. Darauf folgen Anrufe beim Gesundheitsamt; dieses reagiert wenn, dann genervt. Es wird schnell klar, dass hier die Position der AWO geteilt wird und weitere Nachfragen bis hin zum Auflegen lästig sind, selbst wenn feuchte Wände oder ähnliches auch nach eigener Aussage nie ein Problem waren. Was trieb die AWO also an? Es ist eine alte Immobilie, sie passe sicher nicht mehr gut in die Konzepte, so eine Vermutung. Kleine Kitas als «Auslaufmodell», mehr Kinder in mehr Räume, ob nun pädagogisch sinnvoll oder nicht – sicher ein Grund. Letzlich kann nur spekuliert werden.

Nach anfänglichem Schock machen die Eltern mobil: Die oben beschriebenen Anrufe bei Behörden und Wohnungsbaugesellschaft, sie bauen Kontakt zu Lokalpolitiker*innen auf, es werden Banner aufgehängt und mit Nachbar*innen geredet, eine Demo wird geplant. Medien werden aufmerksam. Für viele Erzieher*innen eine schwierige Situation, denn sie bangen um ihren Arbeitsplatz.

Aber auch nach einem runden Tisch bleibt ein bitteres Ergebnis. Die AWO mauert, die Kita «Rosa Marzipan» wird wie geplant geschlossen. Eine funktionierende Einheit von Erzieher*innen und Eltern, 43 Jahre gesammelter Erfahrungen, eine gewachsene Struktur im Kiez – per Schlüsselabgabe weggestrichen. «Die Kita ‹Rosa Marzipan› war etwas Besonderes, gekennzeichnet durch liebevolle Begleitung auf Augenhöhe, mit einem individuellen Blick auf das Kind und freier Entfaltungsmöglichkeit. Es war unser kleines Paradies und man hat es den Kindern und uns grundlos weggenommen», so ein Elternteil im Rückblick.

Es wird auch ein weiteres Zeichen der fortschreitenden Neoliberalisierung des gesamten Pflege- und Erziehungssektors sein, in der kleine, vor Ort verankerte Institutionen weichen müssen vor unpersönlichen Großeinrichtungen mit besserem Ergebnis für die Bilanz. Wieder wird klar: Die Art, in der wir als Gesellschaft beschließen, die Betreuung und Versorgung (auch) unserer Kinder zu strukturieren, darf nicht geleitet sein von finanziellen Vorgaben. Ganz eindeutig sind dieser und viele andere zentrale Teile unseres Lebens nach gesellschaftlichem Interesse zu organisieren.

Und trotz alledem. Aus dem Kreis der kämpferischen Eltern kommt der Ratschlag, sich immer zu wehren: «Wir waren zunächst schockiert, aber dann haben wir gesagt: So nicht!»

Manchmal bleibt uns wenig mehr, als uns zu vernetzen mit unseren Nachbar*innen, unseren Kolleg*innen, oder wie hier: Den anderen Eltern in der gemeinsamen Kita an der Ecke. Und wahrscheinlich ist das unser Glück: Es ist auch die Kraft unserer sozialen Bindungen zueinander, die enormen Druck entfalten kann, hin zu einer Stadt die nach unseren echten Bedürfnissen aufgebaut ist, nicht nach der irren Logik eines Kapitalismus, der vor keinem Bereich unserer Gesellschaft Halt macht. ☆

«Erst wenn du weißt, wo du herkommst, wirst du rausfinden, wo du hingehst.»

Coco vom afrikanischen Kulturverein GEVA e.V

Interview: Mahir

Über Aktivitäten des Kulturvereins und die Bedeutung des Kiezes für die afrikanische Community.

Stellt euch doch bitte unseren Leser*innen vor. Wofür steht GEVA?

GEVA steht für German Eco Villages Africa. Village, also Dorf, steht ja traditionell für einen Ort der Zusammenkunft und der Gemeinschaft. Das Eco steht für economic & ecologic, also Wirtschaft und Ökologie, was zwei wichtige gesellschaftliche Bereiche sind, auf die wir Bezug nehmen. Wir sind alle aus Berlin, haben aber unsere Ursprünge aus Kongo, aber auch aus vielen anderen Nationalitäten aus Afrika. Uns gibt es jetzt schon seit 7 Jahren.

Was sind eure Aktivitäten, was macht ihr?

Es gibt ja viele Kinder und Jugendliche, die hier geboren sind, in vielen verschiedenen afrikanischen Ländern ihre Wurzeln haben, aber diese gar nicht kennen. Wir versuchen, sie über die eigene Kultur zu informieren, damit man sich mit der eigenen Herkunft auch identifizieren kann. Nur wenn wir wissen, woher wir kommen, können wir auch rausfinden, wohin es geht. Dabei ist ja auch die Sprache ein wichtiger Schlüssel. Viele haben ihre Sprachen verlernt. Zusammen mit den Familien, Jugendlichen und anderen Interessierten machen wir Sprachkurse, kochen zusammen, haben Kulturveranstaltungen und auch Liederabende für die Kinder. Aber wenn der Verein wächst, werden wir auch versuchen, die Menschen im Kiez mit verschiedenen Problemen, die es im Kiez gibt (Arbeit, Wohnung etc.), zu unterstützen.

Wir haben uns auch überlegt, nächstes Jahr ein Straßenfest zu machen, gerade im Kiez gibt es ja eine große kulturelle Vielfalt, da kann man ein kleines gemeinsames musikalisches und kulinarisches Straßenfest machen.

Aber der Verein hat eben auch eine Brückenfunktion: Wir sammeln Gelder und machen Kampagnen, um kleine Projekte in Afrika zu unterstützen. 2 Jahre nach unserer Gründung hatten wir z.B hier im Wedding eine Kampagne mit dem Slogan: "Ich bin in der Dunkelheit" gestartet, um Solarzellen in ein Dorf in Katanga zu bringen, wo es keinen Strom gab und die Kinder nachts nicht lesen konnten. Unsere Arbeit basiert mehr darauf, etwas für

Coco von GEVA e.V.

die nächste Generation zu tun. Sie zu verbinden, eine Brücke zu sein für die, die außerhalb des Landes geboren sind, mit denjenigen, die drüben wenig Perspektiven haben.

Seid ihr auch mit anderen Gruppen hier im Kiez vernetzt?

Ja, wir sind auch in Kontakt mit dem Landesnetzwerk der afrikanischen Vereine, aber auch mit Gruppen aus Angola & Kamerun. Allgemein ist der Wedding ja sehr wichtig für die afrikanische Community; es gibt hier die Afrikanische Straße, die Kongostraße und historisch ist der Wedding ja ein roter Arbeiterbezirk. Hier kommen die Menschen von morgen her, die auch das Leben von unten kennen. Wir wollen dass Gefühl geben, dass wir alle zusammengehören. Weißt du, ich hab die Vision von einer Gesellschaft, in der wir alle friedlich zusammen leben. ☆

https://*german-ecovillages-africa.org*

Ein Altenheim auf Kuba

Gemeinschaft, Aktivität und Solidarität – Besuch in der Casa de los Adulto Mayores auf der Isla de la Juventud

«Berichte aus Havanna»

Im September 2018 trat erneut eine mehrköpfige Gruppe aus Deutschland, im Rahmen des «Proyecto Tamara Bunke», die Reise nach Kuba an. Mindestens sechs Monate haben sie dort gelebt, studiert und gearbeitet. Es galt die Vielfältigkeit in Kultur, Sprache und natürlich im politischen System kennenzulernen. Es folgen Auszüge aus dem Bericht über den Besuch des Altenheims (Casa de los Adulto Mayores) in Nueva Gerona, geschrieben von der Teilnehmerin Corinna aus dem gut gepflegten Blog «Berichte aus Havanna – Eine andere Welt ist möglich»:

«Bei unserer Ankunft wurde noch ein Mann fertig rasiert. Dann stellten sich uns einige der insgesamt 81 Mitarbeiter*innen mit Namen, Beruf und Wohnort vor: die Direktorin, eine der Krankenpflegerinnen, Sozialarbeiterin, Psychologin sowie die Ernährungsspezialistin. Außerdem wurde uns erklärt, dass in der Einrichtung

noch Mitarbeiter*innen der Wäscherei und des Sicherheitsdiensts, Reinigungskräfte, eine Podologin, Ärztin, Physiotherapeutin, Pharmazeutin und Köchin arbeiten. Dass alle Berufsgruppen ganz selbstverständlich genannt werden, beeindruckte uns sehr, werden doch in Deutschland z.B. die Reinigungskräfte bei einer Institutionsvorstellung meist keiner Erwähnung für Wert befunden. Dass die Einrichtung mulitdisziplinär ausgerichtet ist, versteht sich hier von selbst. Der Betreuungsschlüssel erscheint uns im Vergleich zu Deutschland extrem günstig[1]: stets (also auch im Nachtdienst!) sind mindestens 15 Mitarbeiter*innen für die 36 Menschen, die ganztags in der Casa de los Adulto Mayores leben, zuständig. Außerdem gibt es eine tagesklinische Betreuungsmöglichkeit, bei der die Menschen von 8 Uhr bis 17 Uhr ihre Zeit in der Einrichtung verbringen und ansonsten bei ihren Familien bzw. in ihren eigenen Wohnungen leben. Dieses Angebot wird insbesondere von älteren Menschen, deren Angehörige tagsüber arbeiten oder studieren, genutzt. Da es sich bei dem Heim um eine staatliche Einrichtung handelt, ist der Preis für die Unterbringung beeindruckend niedrig: er liegt bei 40 Peso im Monat (ca. 1,50 Euro). Die Fürsorge für ältere Menschen wird uns als eine Priorität der Revolution erläutert. In der inhaltlichen Ausrichtung der Institution habe es in den letzten Jahrzehnten einen Wandel von einer rein geriatrischen hin zur eher gerontologischen Sicht gegeben: statt sich allein auf die Erkrankungen und Defizite des letzten Lebensabschnitts zu konzentrieren, betone man nun eher altersspezifische Ressourcen und Fähigkeiten.» [...]

Soziale Kontakte und Austausch sind wichtig

«Mindestens einmal im Monat fahren alle gemeinsam mit dem Bus an einen interessanten Ort. Auch wird darauf geachtet, den Kontakt zur jüngeren Generation nicht zu verlieren und den eigenen Bereich auch mal zu verlassen. Deshalb werden intergenerationale Aktivitäten sowie Treffen mit körperlich und geistig Behinderten organisiert. Die Auswahl und Planung der Aktivitäten gestalten die Bewohner*innen stets gemeinsam mit den Mitarbeiter*innen.» [...]

Regelmäßig verbringt eine Reisegruppe im Rahmen vom «Proyecto Tamara Bunke», ein knappes halbes Jahr auf Kuba

Ein anderer Umgang mit Senior*innen ist möglich

«Bei uns allen hat dieser Besuch einen tiefen Eindruck hinterlassen. Besonders beeindruckt hat uns die qualitativ hochwertige und umfassende Betreuung und Behandlung der Bewohner*innen. Im Vergleich zu Deutschland fällt auf, dass reguläre Altenheime bei uns keineswegs eigene Ernährungsspezialist*innen, Psycholog*innen, Sozialarbeiter*innen, Podolog*innen, Ärzt*innen und Pharmazeut*innen anstellen. Dementsprechend zeigt sich auch das Angebot für die Bewohner*innen deutlich reduziert, meist gibt es in der Woche nur einige wenige Termine, an denen alle teilnehmen können, um Gemeinschaft zu erleben, ihren Alltag mitzubestimmen und ihre Fähigkeiten zu trainieren. Dennoch kostet ein Heimplatz in Deutschland viel Geld[2]. Das kubanische Beispiel zeigt, was alles möglich ist, wenn eine soziale Einrichtung keinen Gewinn erwirtschaften muss, sondern stattdessen sogar vom Staat subventioniert wird.» ☆

[1] *Der Betreuungsschlüssel ist in Deutschland nicht gesetzlich festgelegt, er hängt von der Pflegestufe der zu Betreuenden und dem Bundesland ab. In einem typischen Altenheim in Berlin mit 100 Bewohner*innen arbeiten beispielsweise im Tagesdienst 15 Pflegekräfte. Laut der internationalen Pflegevergleichsstudie RN4CAST von 2012 kümmert sich in Deutschland eine Pflegekraft im Schnitt um 13 Patient*innen (wobei hier nicht zwischen Alten- und Krankenpflege unterschieden wurde).*

[2] *In Deutschland zahlt die gesetzliche Pflegekasse an das Heim monatlich folgende Leistungen: Pflegestufe 0: 0 Euro, Pflegestufe I: 1.064 Euro, Pflegestufe II: 1.330 Euro, Pflegestufe III: 1.612 Euro. Darüber hinaus müssen die Bewohner*innen noch die sogenannten «Hotelkosten» (Verpflegung und Unterbringung und Investionskosten) begleichen. Um einen Gewinn zu erwirtschaften, drücken die Heimbetreiber die Personalkosten, indem sie weniger Personal als nötig beschäftigen und sehr geringe Löhne zahlen.*

https://*berichteaushavanna.de*

Berliner MieterGemeinschaft e.V. (1)
Wiesenstraße 30, 13357
Beratung Donnerstag, 18 – 19 Uhr

Basta! Die Erwerbs-loseninitiative (2)
Schererstr. 8, 13347
Beratung auf Englisch, Italienisch, Deutsch, Spanisch, Rumänisch am Di. 14 – 17 Uhr | auf Englisch, Deutsch, Serbo-Kroatisch am Mi. 10 – 13 Uhr

EOTO e.V. (3)
Togostraße. 76, 13351
Beratung für schwarze Menschen in Diskriminierungsfällen
Terminvereinbarung unter: eachone@eoto-archiv.de | Tel. 030 983224177|
Mi. 11 – 13 Uhr | Fr. 15 – 17 Uhr

Freie Arbeiterinnen- und Arbeiter-Union Berlin (4)
Grüntaler Straße 24, 13357
Infoveranstaltung Jeden 1. Fr. im Monat, 19 Uhr. | Offenes FAU-Lokal: Immer Fr. von 17 – 20 Uhr. | **Gewerkschaftliche Beratung** Jeden 2. & 4. Fr. von 17 – 18 Uhr. **Anmeldungen** vorab per Mail an faub-beratung@fau.org | **MieterInnenberatung** Jeden 4. Mo. im Monat, 18 – 19 Uhr (in Kooperation mit Rechtsanwältin Carola Handwerg)
Beratung zu Sexismus am Arbeitsplatz Jeder 1. Fr. im Monat, 18 – 19 Uhr | **Beratung** zu sexualisierter Diskriminierung/Gewalt am Arbeitsplatz & beim Jobcenter und bei Vorfällen in der Gewerkschaft Nur nach vorheriger Anmeldung per E-Mail an faub-kontakt@fau.org.
Offene Beratung für Kollektivbetriebe Siehe die Beratungs-Seite der union coop // föderation.

Berliner Obdachlosenhilfe e.V. (5)
Lynarstraße 38, 13353
Festnetz: 030 51304896
(Mi. und Sa. von 13 – 17:30 Uhr)
Mobil: 0176 61102021
(Mo. – Fr. von 11 – 18 Uhr)

Netzwerk-Zusammen für Wohnraum (6)
Prinzenalle 58
Kostenlose Mietrechtsberatung
Jeden letzten Di. im Monat ab 18:30

Ami*Curiae (7)
Prinzenalle 58 C
(2. Hinterhof, Erdgeschoss)
Die Beratung bezieht sich auf deutsches Recht und die Grenzen von deutschem Recht im Kontext von Aufenthalt, Asyl und sozialen Fragen. Bitte vorher anmelden.

Kiezhaus Agnes Reinhold (8)
Afrikanische Straße 74
13351 Berlin

ReachOut
Beusselstr. 35, 10553
Anlaufstelle und Opferberatung
Erstkontakt per Tel. 030 69568339
Mail: info@reachoutberlin.de
Mo. – Fr. 10 – 17 Uhr
Register Berlin Mitte
zur Erfassung rechtsextremer und diskriminierender Vorfälle in Berlin
Anlaufstellen:
NARUD e.V.
Genterstr. 7, 13353 Berlin
Wendepunkt GmbH
Gottschedstr. 4, 13353 Berlin
Demokratie in der Mitte / Vor-Ort-Büro (9)
Fabrik Osloer Strasse e.V.
Lotsenprojekt «Die Brücke» e.V.
Hochstädter Straße 16

Café Cralle Frauen*kneipenkollektiv (10)
Hochstädte Straße 10 A
Jeden Montag: Lesetresen
Jeden 3. Mi. im Monat, Ende Gelände Tresen | Jeden 1. Do. im Monat Hände weg vom Wedding Tresen

Groni50 (11)
Groninger Str. 50
Küche für Alle (Küfa) jeden 2. Mo. im Monat

Wildwasser – Arbeitsgemeinschaft gegen sexuellen Missbrauch an Mädchen e.V. (12)
Wriezener Str. 10 – 11, 13359 Berlin
Beratung nach telefonischer Voranmeldung | Tel. 030 48628222

PLUMPE
PLUMPE65.PRESS | POST@PLUMPE65.PRESS

NEU! kiezkarte.org
Jetzt finden und eintragen!